

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

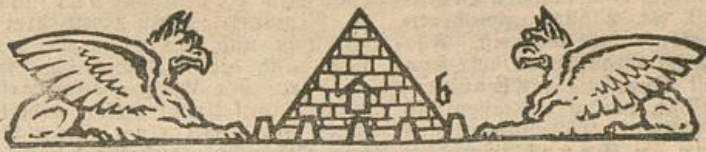
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

5.12.1926 (No. 49)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 49



5. Dez. 1926

H. J. / Beiträge zum Strahlungsklima Badens von Albert
und Wilhelm Pöppler.

(Veröffentlichungen der Badischen Landeswetterwarte.)

In den beiden bei Braun erschienenen Schriften, I. Teil: Messungen der Intensität der direkten Sonnenstrahlung in Karlsruhe, St. Blasien und auf dem Feldbergobservatorium im Schwarzwald, und: Der Sonnenschein in Baden, von A. und W. Pöppler, II. Teil: Messungen der photochemischen Tageshelligkeit mit Eder-Hechtischen Graufeilphotometern in Karlsruhe und auf dem Feldberg (Schwarzwald) in den Jahren 1923-1925, von A. Pöppler, haben die beiden bekannten Gelehrten den Grundstein zu einer Strahlungsklimatographie des badischen Landes gelegt.

Obwohl der Strahlung der Sonne als der Erhalterin des irdischen Lebens, als einziger Energiequelle des Luftmeeres ein hohes allgemeines Interesse zukommt, obwohl die Sonnenstrahlung als meteorologisches Element an erster Stelle steht, fehlte sie doch bisher in den Klimabeschreibungen der Erde, da es erst in den beiden letzten Jahrzehnten gelungen ist, brauchbare Apparate zur Messung der direkten Sonnenstrahlung, der Himmelsstrahlung und der Ausstrahlung zu konstruieren. Nun gilt es, das der Messung zugänglich gewordene Element zu erfassen und einzureihen in das klimatologische Wissen, womit auf der ganzen Erde überall erst die Anfänge gemacht worden sind. Den Verfassern gebührt Dank, daß sie diese Aufgabe als vorläufigen Abschluß für Baden sehr schon durchgeführt haben und zwar in einer ausführlichen Form des Textes und in sehr sorgfältiger, reichlicher und übersichtlicher Ordnung des Tabellenwerkes, wodurch die gewonnenen Ergebnisse auch den Forschern anderer Wissensgebiete, Physiologen, Biochemikern, Medizinern und Landwirten zur Weiterverarbeitung leicht zugänglich gemacht worden sind.

Zuerst wird die Lage der Beobachtungsstationen beschrieben, deren Messungen miteinander verglichen werden sollen:

Karlsruhe (Landeswetterwarte), 128 Meter über dem Meere, ist typisch für das Klima der dunstgetriebenen badischen Rheinebene, wobei der Großstadteinfluß nur eine leichte Verschlechterung der Strahlungsintensität hervorruft, da man Karlsruhe nicht als Fabrikstadt ansprechen kann; selbstverständlich wurde bei sichtbaren Trübungen der Luft an der Messstelle durch Schornsteinausströmung nicht beobachtet.

Das Feldbergobservatorium, 1300 Meter über dem Meere, frei von Rauch und Dunst, repräsentiert die Gipfellaage des Hochschwarzwaldes.

St. Blasien, 790 Meter über dem Meere, flankiert durch Höhenzüge von 1000 bis 1200 Meter Seehöhe, in einer muldenartigen Erweiterung des Albtales gelegen, ist durch seine außerordentliche Nebelarmut und durch die hohe Durchlässigkeit der ungetriebenen Luft für die Sonnenstrahlung kennzeichnend für die Hochtaflage des Schwarzwaldes; Messungen: Dr. Baur.

Davos, 1560 Meter über dem Meere, ebenfalls in einer Mulde liegend, umgeben von 3000 Meter hohen Gebirgsketten mit seiner reinen Luft, wofür durch die Arbeiten des deutschen Gelehrten

Dorno ein überaus umfangreiches Material zur Verfügung steht, wird zum Vergleiche als Repräsentant des alpinen Hochlandes herangezogen.

Potsdam (Observatorium), 106 Meter über dem Meere, als Strahlungsstation durch die Arbeiten von Marten bekannt, gibt den Vergleich der norddeutschen Tiefebene mit Karlsruhe, der badischen Rheinebene.

Es folgt eine Schilderung der benutzten Instrumente und der Beobachtungsmethoden.

Die Messung der Intensität der Sonnenstrahlung erfolgt mit dem Bimetallaktinometer von Michelson als Differenzablesung des einmal der Strahlung ausgesetzt und das anderemal vor ihr geschützten Thermometerkörpers, einer Bimetall-Lamelle.

Die Intensität der Gesamtstrahlung wird dargestellt als die Wärmemenge, die die Sonne auf ein Quadratcentimeter senkrecht getroffener Fläche in einer Minute einstrahlt, und zwar in „kleinen Kalorien“ („cal“); 1 cal ist die Wärmemenge, wodurch ein Kubikcentimeter Wasser (1 Gramm Wasser) um 1 Grad Celsius erwärmt wird. Die Strahlungsenergie der Sonne wird beim Durchdringen der Atmosphäre bedeutend geschwächt durch das „Luftplankton“, durch sehr kleine, feste Teilchen (diffuse Reflexion) und durch die Gase der Atmosphäre selbst, besonders den Wasserdampf (selektive Absorption), beide Vorgänge zusammen werden als Extinktion bezeichnet; es kommt also nur ein Teil der wirklichen Strahlungsenergie zur Erde herab, der abhängig ist von der Masse der zu durchstrahlenden Luft und von der Güte ihrer Durchlässigkeit. Ferner ist die zugestrahlte Wärmemenge natürlich von der Höhe des Sonnenstandes abhängig, so daß stets nur Werte gleicher Sonnenhöhe miteinander verglichen werden dürfen; diese sind in den Tabellen 1-5 zusammengestellt.

Die höchsten Energiewerte der Gesamtstrahlung weist das Hochgebirge auf (Davos), wo z. B. für den August bei einem bestimmten Sonnenstande (15 Grad über dem Horizont) 1,14 cal/Minute auf ein Quadratcentimeter einstrahlt werden; die entsprechenden Werte der anderen Stationen, die ungefähr auch ein Bild der Strahlungsverteilung überhaupt geben, sind: Feldberg 1,01, St. Blasien 0,83, Potsdam 0,65 und das strahlungsarme Karlsruhe 0,55. Der August stellt in der Ebene gleichzeitig den kleinsten Wert der Intensität dar, da hier der hohe Wasserdampfgehalt der Luft einen Höchstwert der „selektiven Absorption“ verursacht, wobei in der badischen Rheinebene noch der in der untersten Luftschicht von etwa 100 Metern Dicke lagernde Staub ungünstig mitwirkt. Aus den Höhenstationen ist dieses Minimum des jährlichen Strahlungsanges nicht so stark ausgeprägt; es liegt im Juni. Maximalwerte erreicht die Intensität an allen Stationen im Winter wegen der überall verhältnismäßig trockeneren Luft und der größeren Sonnennähe. Als Vergleich seien hier die Werte für den Januar mitgeteilt: Davos 1,22, Feldberg 1,068, St. Blasien 1,14, Potsdam 1,01 und Karlsruhe 0,74;

das heißt also: bei gleichem Sonnenstande (15 Grad) strahlt die Sonne im Winter (durch trockenere Luft und bei Sonnennähe) eine größere Energie in der Zeiteinheit auf den Boden als im Sommer (durch feuchtere Luft und bei Sonnenferne). Merkwürdigerweise zeigen die Beobachtungen für Karlsruhe im März ein zweites, noch stärker ausgeprägtes Maximum von 0,88 cal/Minuten (wieder bei 15 Grad Sonnenstand gemessen), was wahrscheinlich eine besondere Eigentümlichkeit der Rheinebene ist, daß im März nicht nur die trockenste, sondern auch die staubreinste Luft hier steht, was sich auch im Gange der im Frühling hier geringsten Nebelhäufigkeit ausdrückt. Sonst aber ist infolge der zwischen Schwarzwald und Vogesen lagernden trüben Luft der untersten Schichten, die nur selten durch starke Oberwinde „aufgerollt“ und erneuert werden kann, die Rheinebene besonders zur Dunstbildung geneigt, so daß sich die klimatologische Eigentümlichkeit ergibt, daß die Rheinebene zwar zu den wärmsten, aber zugleich strahlungsärmsten Landschaften Deutschlands gehört.

Karlsruhe hat im Mittel über die Jahreszeiten und die verschiedenen Sonnenhöhen nur 89 Prozent der Potsdamer Strahlungsintensität, während der Feldberg eine um 29 Prozent größere Intensität als Karlsruhe aufzuweisen hat.

Am stärksten nimmt die Strahlung in den untersten 100 Metern zu, schwächer, aber immer noch sehr stark in der Schicht von 100 bis 600 Metern, während darüber nur geringe Zunahmen erfolgen, weil höher als 600 Meter die Luft praktisch bereits staub- und dunstfrei ist; das wird durch die folgenden Zahlen erläutert, wobei es wichtig für die Bedeutung der badischen Höhenkurorte im Schwarzwald ist, daß z. B. St. Blasien als deren Repräsentant eine sehr große Strahlungsintensität aufweist. Für die mittleren Sonnenhöhen von 20 bis 50 Grad haben wir von Karlsruhe bis St. Blasien 21 Prozent Zunahme (Höhenunterschied 660 Meter) der Strahlungsintensität, von St. Blasien bis zum Feldberg nur noch weitere 4 Prozent (Höhenunterschied 510 Meter), ebenso ist die Strahlung in Davos trotz dem Höhenunterschiede von 770 Metern nur um 11 Prozent größer als in St. Blasien!

Es erscheint selbstverständlich, daß auch die Intensitätsschwankungen am stärksten in Karlsruhe in Erscheinung treten, da hier die Erübungen der Atmosphäre am stärksten wechseln; an besonders klaren Tagen werden auch in Karlsruhe gelegentlich sehr hohe Werte gemessen. Der höchste in Karlsruhe bisher gemessene Intensitätswert der Sonnenstrahlung von 1,44 cal/cm²/Minute bei einem Sonnenstande von 45 Grad über dem Horizont wurde dem höchsten überhaupt gemessenen Werte gegenübergestellt: N. Pepler und A. Studer beobachteten auf einer Freiballonhochfahrt in 7500 Meter Höhe bei einem Sonnenstande von 19 Grad eine Strahlungsintensität von 1,67 cal/cm²/Minute.

Hiermit ist ein Bild gewonnen von der Verteilung der Intensität der Sonnenstrahlung an den verschiedenen Orten und zu verschiedenen Jahreszeiten; auf Grund dieser Zahlen kann man nunmehr die dem Erdboden tatsächlich zugestrahlte Wärmemenge angeben, wenn man die Dauer des Sonnenscheins in ihrer Abhängigkeit einmal von den astronomischen Daten der Sonne allein und von den Bevölkerungsverhältnissen kennt; die Intensitätsmessungen können natürlich nur bei wolkenlosem Himmel vorgenommen werden. Für Karlsruhe stehen die 30-jährigen Aufzeichnungen des Campbell-Stofesschen Sonnenscheinautoographen hierfür zur Verfügung. Den nun in der Abhandlung folgenden Tabellen entnehmen wir die folgenden Verhältnisse: Die mittags von 12 bis 1 Uhr unter mittleren Bevölkerungsverhältnissen auf ein Quadratcentimeter zugestrahlte Wärme in cal ist für Karlsruhe im Juni 88,9, für den Feldberg im Juli 43,2 und für St. Blasien im August 40,9; diese Zahlen stellen gleichzeitig den in einer Stunde im Jahre überhaupt zugestrahlten Höchstwert an Wärme dar unter Berücksichtigung der tatsächlichen Bevölkerung; würde dauernd wolkenloser Himmel herrschen, so würde Karlsruhe statt 88,9 cal in der genannten Junistunde 65 cal erhalten.

Die wirklichen jährlichen Wärmesummen verhalten sich folgendermaßen: Potsdam 53 170 cal, Karlsruhe 55 170 (südlichere Lage, weniger Wolken als Potsdam!), Feldberg 69 070, St. Blasien 62 670 und Davos 77 910. Der große klimatische Unterschied zwischen Karlsruhe, dem Schwarzwald und dem Hochgebirge wird durch diese Zahlen besonders klar dargestellt.

Näher kann auf Einzelheiten (wie den Anteil der Rotstrahlung usw.) hier nicht eingegangen werden.

Es folgt die Abhandlung über den Sonnenschein in Baden. Sonnenscheinautoographen befinden sich in Baden an acht Stationen: Karlsruhe, Königsstuhl, St. Blasien, Oberrotweil, Bühlhöhe, Dürheim, Mappanau und auf dem Feldberge. Eine Glaslupe wirkt bei diesem Apparate als Sammellinse für die Sonnenstrahlen, die Sonne brennt auf ihrem Wege an einem wolkenlosen Tage eine fortlaufende Brennspur in einen unter die Kugel gelegten Papierstreifen, kommen Wolken vor die Sonne, so wird die Brennspur unterbrochen. So ergibt der Papierstreifen die Dauer des Sonnenscheins an dem betreffenden Tage, natürlich nicht die Stärke, die Intensität der Strahlung, wovon im vorigen Kapitel die Rede war.

Die Sonnenscheindauer unterliegt von Jahr zu Jahr großen Schwankungen, je nach der Wolkenhäufigkeit. So hat z. B. Karlsruhe in dem bekannten Sommer 1921 im Juli allein 34 und im Januar 1900 nur acht Sonnenscheinstunden gehabt. Im ganzen

Jahre 1921 schien die Sonne während 2168 Stunden, im Jahre 1910 aber nur während 1216 Stunden.

Überall in Baden hat der Juli im Durchschnitt den meisten und der Dezember den wenigsten Sonnenschein. Im Sommer ist meist über Mittag geringerer Sonnenschein als vormittags und nachmittags. Im Schwarzwald herrscht im Winter mehr Sonnenschein als in der Ebene, was wieder wichtig für die dortigen Höhenkurorte ist, im Sommer ist wegen der stärkeren Wolkenbildung im Hochschwarzwald die Ebene mit Sonnenschein bevorzugt. Die vollständig sonnenlosen Tage sind wieder in der Ebene häufiger als im Schwarzwald. Die Tage, wo kein Sonnenstrahl die Wolkendecke durchbricht, sind in Karlsruhe besonders in den Wintermonaten häufig: im Mittel hat der November 13, der Dezember 17 und der Januar 15 sonnenlose Tage, während in den übrigen Monaten mehr als neun sonnenlose Tage (Februar) gar nicht mehr vorkommen. Vom April bis September sind nur bis vier sonnenlose Tage im Monat vorhanden, im August sogar nur einer. Die größte Zahl von Tagen ohne jeden Sonnenschein fiel wieder auf die drei Wintermonate: November 21 (1903), Dezember 22 (1905) und Januar 23 (1911), mehr als vier bis sieben sonnenlose Tage sind in den Sommermonaten auch in Karlsruhe noch nicht beobachtet worden. Wie sich im einzelnen die Rheinebene zum Schwarzwald verhält, das ist bereits bei der Betrachtung der Wärmesummen, die sowohl von der Dauer des Sonnenscheins als auch von der Intensität der Strahlung abhängen, erläutert worden.

Dem weiteren Ausbau der Forschungen dienen die Messungen der Tageshelligkeit (II. Teil der Schriften, N. Pepler). Man kennt drei Methoden: die photoelektrische (Ester und Geitel), die photometrische (Wild und Bunsen) und die photochemische (Bunsen und Roscoe). Diese wird auf der Landeswetterwarte benutzt. Das Eder-Hellsche Graufelphotometer arbeitet folgendermaßen: Eine Glasplatte wird mit einer durch Tusche geschwärzten Gelatineplatte von gleichmäßig ansteigender Dichte und mit einer Skala versehen, zur Messung wird dieser „Graufel“ mit photographischem Chlorätherpapier in einem Kopierrahmen zur Exposition zusammengepannt, in einer bestimmten Belichtungszeit wird dann bei einer bestimmten Helligkeit das Chlorätherpapier bis zu einem gewissen Grade der Skala geschwärzt, der das Maß der Helligkeit abgibt. Die gesamte Tageshelligkeit setzt sich zusammen aus 1. dem direkten Sonnenlichte, 2. dem durch das Luftmilieu und die Lichtbrechung der Gase zerstreuten (diffusen) Lichte, das als „Himmelslicht“ bezeichnet wird, weil unter dem Einflusse der Diffusion der Himmel selbst zur Lichtquelle wird, und 3. aus dem vom Erdboden und von den Wolken zurückgeworfenen (reflektierten) Lichte.

Die Lichtmessungen sind nicht nur für die meteorologische Forschung interessant, sondern auch für viele andere Wissensgebiete von überaus hoher praktischer Bedeutung, z. B. für die Biologie (Pflanzenwachstum, man spricht von dem „Lichtgenuss“ der Pflanzen), Bau- und Beleuchtungstechnik, Photographie, Gärtnerei, weiter für die Astronomie und Medizin (Heliotherapie der kurzwelligsten Strahlen). Die Quantität und die Qualität des Lichtes spielt bei allen Lebensvorgängen eine entscheidende Rolle.

Direktes Sonnenlicht und Himmelslicht sind in der Ebene bei wolkenlosem Himmel ungleich, je höher man ins Gebirge steigt, um so geringer wird der Anteil des zerstreuten Himmelslichtes. In Davos ist das Sonnenlicht fünfmal stärker als das Himmelslicht, daher kommen die tiefen, schwarzen Schlagschatten des Hochgebirges, während in der dunkigen Ebene die Beleuchtung auch der nicht direkt von der Sonne getroffenen Gegenstände gleichmäßig ist. Das Himmelslicht wird einmal bei waagrecht liegendem Photometer als senkrecht von oben auftretendes Licht, als „Oberlicht“, und dann bei senkrecht stehendem Photometer als seitlich auftretendes, als „Seitenlicht“, nach den vier Hauptstimmrichtungen gemessen. Der Reflex des Erdbodens, der besonders groß am Meere und über Ebenenflächen ist, heißt „Unterlicht“, Wolken können das Himmelslicht auf das künstliche verstärken.

Wesentliche Ergebnisse der Lichtmessungen stimmen mit denen der Intensität und der Sonnenscheindauer überein, doch werden diese Kenntnisse durch die Lichtmessungen im einzelnen bedeutend vertieft. Die Lichtarmut der Rheinebene gegenüber dem Hochschwarzwald kommt wieder zum Ausdruck: im Juli wird in Karlsruhe an einem Tage 103mal so viel Licht gemessen als im Dezember, auf dem Feldberge aber ist ein Dezembertag nur 4,2mal so dunkel als ein Julitag. Es wurden in Karlsruhe sogar Dezembertage gemessen, wo nur der St. Teil der Tageslichtmenge im Juli vorhanden war, während auf dem Feldberge der dunkelste Tag nur 36mal so dunkel als der hellste Tag war. Die Gegenstände sind in der Ebene bedeutend größer als in der Höhe. Die extrem dunklen Tage des Tieflandes kommen im Gebirge nicht vor. Dunst und Wolkenschichten von großer Mächtigkeit drücken besonders die winterlichen Lichtmengen des Rheintales viel stärker herab, als die Winternebel das Licht des Hochschwarzwaldes. An vollkommen wolkenfreien Tagen, an „Sonnentagen“, ist es im Winter in Karlsruhe durchschnittlich dreimal so hell als an vollständigen „Schattentagen“, an Tagen ohne jeden Sonnenschein, im Sommer 3,6mal, auf dem Feldberge bringt ein Sonnentag im Winter 3,4mal so viel Licht als ein Schattentag, im Sommer 5,6mal. Im Winter beträgt die Helligkeitszunahme zwischen Karlsruhe und dem Feldberge 50 Prozent, während im Sommer

wegen stärkerer Wolkenbildung im Hochschwarzwalde der Feldberg um 12 Prozent dunkler ist als Karlsruhe. Es folgt in der Abhandlung noch eine meteorologische Untersuchung der besonders dunklen Tage durch Vergleich mit der Wetterkarte. Die Hauptursache der uns gerade jetzt wieder bevorstehenden besonders dunklen Tage ist die mächtige Wolkendecke, die das Sonnenlicht so stark abblendet und meist auftritt, wenn Karlsruhe in dem Grenzgebiete zwischen hohem und tiefem Luftdruck liegt, Nebel-

tage sind meist nicht besonders dunkel, da dünnere Nebeldecken von der Sonne noch ganz gut durchleuchtet werden.

Die geschilderten Ergebnisse bilden eine erste Darstellung des Lichtklima der badischen Rheinebene und des Hochschwarzwaldes. Die Arbeiten verdienen eine weitere Verbreitung auch in Laienkreisen und Erwähnung im Schulunterricht, bilden sie doch einen wichtigen Beitrag zur Heimatkunde des badischen Landes und des Schwarzwaldes.

M a r i a S a u t e r / S c h w e i g e n .

Schweigen, tiefbeseeltes Schweigen!
Da nun der Tag dahingeraucht,
betrittst du leise meine Kammer,
wo dir mein Herz entgegenläuft.

Du bist wie trautes Mutterlächeln,
du bist wie eine klare Flut,
und was ich litt und was ich kämpfte,
nun still in deinen Tiefen ruht.

Du bist wie eine reine Quelle
im unberührten Waldesgrund,
ich trink und trinke überfellig,
was quillt und strömt aus deinem Mund.

M. G r o o ß / A u s d e n L e h r j a h r e n e i n e s b a d i s c h e n V e r w a l t u n g s b e a m t e n v o r 5 0 J a h r e n .

Nach vierjährigem Studium der Rechte an den Universitäten Heidelberg, Leipzig und Berlin — unterbrochen durch das Kriegsjahr 1870/71 — war im Spätherbst 1872 die erste juristische Staatsprüfung als Zweiter mit „gut“ glücklich bestanden und folgte im Dezember der „Dr. juris utriusque“ („eximia laude“), welsch letzteres dem Vater, Pforzheimer Fabrikherr, der mich lieber einmal als Direktor einer Bank oder Aktiengesellschaft, denn als Staatsbeamten gesehen hätte, zulieb geschah und besondere Freude machte. Auch mir ist der „Dr.“, namentlich auf Reisen, Universitätsprofessoren gegenüber und in wissenschaftlichen Zeitschriften wert und nutz geworden — gleich bei einer sechswohigen Italienfahrt im Januar und Februar 1873, bei der ich in der Republik San Marino durch ihn mich bei dem Richter einführte und vom Staatspräsidenten empfangen und nicht nur mit einer Geschichte der Republik und dem Codice civile und criminale, sondern auch mit den alten „Leges statutae Republicae Sancti Marini“ beschenkt wurde. Heimgekehrt und als Beamter verpflichtet, trat ich als (unbezahlter) Rechtspraktikant (Referendar) bei dem Amtsgericht Karlsruhe ein, hier schon — noch nicht aus Deutschbewußtsein, sondern aus Zweckmäßigkeitsgründen, um von jedermann verstanden zu werden — die dem Römischen Recht entstammenden Fachausdrücke und überhaupt Fremdwörter zugunsten deutscher allmählich abstoßend, wofür ja auch unsere badische Gesetzgebung, besonders das Landrecht, ein — in der Kanzleisprache allerdings nicht genugsam beachtetes — Vorbild gab. Das war mir auch mein Oberamtsrat, er, Giffen, ein selbständiger, deshalb manchen unbequemer, Kopf, während sein jüngerer Amtsgenosse D. (später in hoher richterlicher Stellung) zwar ein feiner Jurist war, aber für Anfänger sich nicht gern die Zeit nahm, und einem älteren nachgesagt wurde, daß er, um sich die Mühe mit Entscheidungsgründen zu ersparen, Vergleichsgeneigtheit bei den Parteien selbst durch Sehen an den heißen Ofen zu erzielen befreit sei.

Gegenüber dem anregenden mündlichen Verkehr beim Amtsgericht, welche Rede im Sekretariat des Landgerichtes: „Kollationieren“, Bleistiftvermerke der Räte zu kleinen Aktenbeilagen ansarbeiten und in den Sitzungen das Protokoll führen. Wenn ich in der Amtsgerichtszeit nach den Dienststunden nichts Juristisches mehr getrieben hatte, nur politische und Kunstgeschichte und Sprachen, besonders die Italienische, muktete mir hier die Dienststunden, bis neue Aktenstöße kamen, die „Promessi sposi“ Manzoni's verküpfen. Der schönste Augenblick beim Landgericht war mir, als ich zur Staatsanwaltschaft Mannheim weggerufen wurde. Da fiel mir ein Teil des Nimbus von dem vielredenden, als Politiker gefeierten I. Staatsanwalt Kieser, bewunderte ich den Feinredner Fr. von Neubronn und die wie in Stein gebauene Knappheit des Ausdruckes bei von Marschall, dem späteren Staatssekretär, den — nebenbei — mein Zutrittsbeinuch nach einer (von ihm) durchstanzten Nacht noch im Bett getroffen hatte. Meinem Wandertrieb, dem ich in diesem Jahr nur kurz noch hatte frönen können (ins nördliche Elsaß und in die südliche Pfalz), entsprachen die Gelegenheiten durch Vertretung der Anklage bei auswärtigen Schöffengerichtssitzungen bis nach Eppingen (damals noch ohne Bahn). Dadurch war ich viel außerhalb der Stadt, nahm, außer an einer zwanglosen Vereinigung jüngerer Männer, der „Wüste“ (Wibel, Sauer, Deitgsmann u. a.) wenig Anteil am gesellschaftlichen Leben und hatte keine Ahnung, daß mir in meiner „Kalten Gasse“ meine künftige Frau, Tochter des damaligen Landeskommissars, so nahe war. Bei dem uns Deutschen — leider — angebornen Zug nach dem Süden ist beareiflich, daß meine erste Veröffentlichung — nach kurzen Elässer Verichten 1872 an die Badische Landeszeitung — eine eingehendere Schilderung des Besuches in dem alten Bergfreistaat San Marino war. Für spätere familien-geschichtliche Arbeiten begann eine Urlaubswanderung im Sommer

1874 durch die Pfalz und über das Rhein- ins Saar- und Moseltal zum Hunsrücker Verwandtenkreis, den Boden etwas vorzubereiten; zu meiner eigentlichen Lebensarbeit — dem Wirken in Wort und Schrift für das Deutschtum außerhalb des Reiches — kam erst das Jahr darauf der Anstoß und ein Anfang der Sachkenntnis.

Das Bezirksamtshalbjahr verfloß mir hernach in Heidelberg nützlich und angenehm. Freilich, daß der Praktikant schließlich auch in den Geschäftskreis des Amtsvorstandes etwas eingeführt worden wäre, war damals noch nicht: man legte ihn in die Polizeiabteilung, und dabei blieb es oft auch. Ich konnte auf ihr etwas Besonderes mitmachen: die Ueberweisung des dem katholischen Gottesdienst dienenden Chors der Heiliggeistkirche an den altkatholischen Gemeindefeil und die Zurückholung der zuvor nächstlicherweile fortgeschafften Orgel aus ihrem Versteck auf dem Dielsberg, ein Ereignis, das viel Staub aufwarf und auch, im Bänkefängerton, beunruhigt worden ist, mit dem Kehrreim: Da sprach der Amtmann Klaus, die Orgel muß heraus um.“ Ins Armen-, Stiftung- und Schulwesen von Amtmann Reinhard (dem späteren Staatsrat) eingeführt, nahm ich auch an einer der damaligen Abstimmungen über Einführung einer (konfessionell) gemischten Schule, die viel Aufregungen verursachten, teil und durfte ihn während seines vierwöchigen Urlaubes vertreten. Neben den Amtmännern verdankte ich auch außerhalb des Dienstes auf gemeinsamen Gängen manche Belehrung und Anregung. Abendliche Unterhaltung bot die Gesellschaft Mandarina unter der Leitung des Amtsvorstandes, Stadtdirektors Frech, ähnlich denen in Karlsruhe (Bären), Mannheim (Mäuerböhle), Pforzheim (Nebelhöhle), Freiburg (Zimmermänner), Konstanz (Verfesselt) u. a., denen sich ein angehender Beamter nicht gut entziehen konnte, trotz des Langauflückens dabei.

R e f e r e n d ä r (A s s e s s o r) .

Nach Abschluß meiner Vorbereitungszeit daheim in Pforzheim, bestand ich im Frühjahr 1875 die 2. juristische Staatsprüfung, wieder mit der Note „gut“, und hat darauf, mich ein halbes Jahr nicht dienstlich zu verwenden. Würde bei der beruflichen Arbeit war schon lange eine andere Vorarbeit gewesen: für eine große Reise in den Donau-Osten, den Orient und nach Griechenland. Zu ihr zogen mich das Deutschtum in Ungarn-Siebenbürgen, klassische Erinnerungen und der Gedanke, in den Konsulatsdienst zu treten (Kolonien hatten wir damals noch keine), in den ich gerade in der Türkei und den unter ihrer Oberhoheit gestandenen Ländern Serbien und Rumänien am besten Einblick zu gewinnen hoffen konnte. Dazu mußte manches Vert durchgesehen und ausbezogen werden, da „Baedeker“ noch fehlten, was ich nicht als Mühe, sondern als Auffrischung und Ansporn zum Nachstudium empfand. In der Nacht vor dem Weihnachtabend heimgekehrt, kühlte ich mich in der deutschen Erubertelt und Bequemlichkeit so wohl, daß ich zunächst nichts für eine solche Auslandsreise tat, um so mehr, als mir der damalige Handelsminister v. Dusch eher abriet, und ich gern einer Zuweisung zur Staatsanwaltschaft Konstanz folgte, bei welcher der im Landtag abwesende 2. Beamte, Kieser, zu vertreten war, und ich durch die auswärtigen Schöffengerichte im schönen Seckreis herumkam. Gern ging ich dann auch im Sommer 1876 zu der in Karlsruhe (Mack. v. Gulat, Schloß), wo ich zum Ersatz der herrlichen Bienenfelsenlandschaft wieder mehr am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen begann, sogar an Tanzunterhaltungen, mit Ausnahme von Rundtänzen, welche meine im Krieg erlittene Fußverletzung und der ihrthalber getrocknete Stiefel mit Beinschmerzen noch nicht gestattete. Ich war in die Staatsanwaltschaft ohne mein Zutun hineingekommen und gern gegangen; auf die Dauer hätte mich

aber Strafverfolgung und Anklagevertretung doch nicht befriedigt, auch nicht die gerichtliche Tätigkeit überhaupt. Da kam mir willkommen, daß ich, bald nach einer spätherbstlichen Fußwanderung mit einem anderen Referendar, Freiherr H. v. Bodman (dem späteren Minister), durch Geh. Rat Cron in das Sekretariat des Ministeriums des Innern hinübergerufen wurde. Damit war meine Laufbahn in der inneren Verwaltung, die als Vorzug galt, eingeleitet, und im Jahr darauf auch endgültig der Gedanke eines Außendienstes erledigt durch Kennenlernen meiner späteren Frau, meine Verlobung und Verheiratung. Ich habe zwar den Museumsball im Mai 1877 zur Feier der 25-jährigen Regierung Großherzog Friedrichs I. verläumt, um beim ersten Besuch Kaiser Wilhelms I. im Elßab, zu Strakburg und Meß, mit dabei zu sein; aber das Glück war mir hold und gab mir Gelegenheit, meine künftige Lebensgefährtin nicht nur nach dem äußeren Eindruck zu wählen, sondern zuvor auch ihre geistigen und häuslichen Eigenschaften und ihre Gemütsart in dem der Stadt gegenüber zwangloseren Leben auf dem einfachen sommerlichen Wohnsitz ihrer Familie kennen zu lernen.

A m t m a n n.

Gerade zwei Jahre nach der 2. Staatsprüfung — Stadtverwaltungen, Industrie und Banken zogen Vorkämpfer weg — zum Amtmann in Freiburg ernannt, trat ich Mitte Juni 1877 meinen Dienst dort an. Auf die Karlsruher Höhe mit Abschiedsbesuchen und Pachten, eine jetzt noch voll in mir nachklingende Einfahrt: welch erquickende Abendluft in der landaufwärts immer schöneren Landschaft, gewürzt durch den köstlichen Duft des eben geernteten Weizenheues! Und nun, nach den Lehr- und Wanderjahren des „Rechtspraktikanten“ und „Referendars“, Beamter in der „superen“ alten Breisgaustadt mit ihrer herrlichen Umgebung, in die mich nun nicht nur Freistunden, sondern auch Dienstgeschäfte, besonders Brandfälle, berg- und talwärts, führen sollten. Freilich 2. Beamter, für die Polizei, diese aber in der weitesten Sinne, wie ich später einmal dem nach Universitätsstudium zu praktischer Ausbildung im bürgerlichen Staatsdienst in Freiburg weilenden Erbgroßherzog, unserem nachmaligen Großherzog Friedrich II. erläutern durfte. Unterhalb Jahrzehnte darauf, als ich, in Ueberlingen Amtsvorstand, ihn wieder, auf der Mainau, traf, erinnerte er sich noch scherzend genau daran, wie ich ihm damals in den Affenbüchern immer das Gegenteil der Aufschrift gezeigt habe: „Ruhestörungen unter „Ordnungspolizei“, Unzufriedenheit unter „Polizei-Zittlichkeit“ usw. „Aller Anfang ist schwer“ — gleich am ersten Vormittag des neuen Dienstes zwischen einem Duzend wegen Bettels und Landstreicherei Vorgeführter, der Feuerschauer mit Beauftragung eines „deutschen“ Kamins, ein mir noch fremder Begriff, der Bezirksstierarzt wegen eines Rohverdachts, der Bezirksarzt mit Schutzmaßnahmen gegen eine ansteckende Krankheit. Im kurzen Vorbereitungsdiens des Praktikanten beim Bezirksamt und dem späteren des Referendars auf dem Sekretariat des Ministeriums des Innern war mir vieles fremd geblieben, was alles im Polizeiamt einer größeren Stadt vorkommt. Aber Not lehrte beten, und ich hatte in dem Stadtdirektor Max Stoeffler einen erfahrenen und kurz entschlossenen, zwar wortfargen, aber wohlwollenden Amtsvorstand, dem ich viel Belehrung, auch für meine spätere amtliche Tätigkeit zu danken hatte. Und hinter Ebnet, 1/2 Wegstunden von Freiburg, auf dem Badenweiler Hof, zeigte sich bald ein Anziehungspunkt, der mir doch das Scheiden von Karlsruhe erschwerte hatte, in Gesellschaft ihrer Mutter und deren Mutter und Schwester, meine spätere Frau, Luise, Tochter des Ministerial- und später langjährigen Oberkirchenratspräsidenten, Ludwig von Stoeffler und seiner Gattin, Luise geborene Flad. Mit ihr habe ich mich nach einigen Besuchen über die Sonntage am 28. August 1877 verlobt, zur großen Freude meiner, gerade in Badenweiler zur Erholung sich aufhaltenden Mutter und — leider nur kurzen — des schon leidenden Vaters, der uns am 23. November dieses Jahres im Alter von 67 Jahren durch den Tod entzogen wurde. Nachdem ich mich über den Winter mit Besuchen meiner Brant in Karlsruhe über dienstfreie Sonntage hatte begnügen müssen, wurden wir in der selben Karlsruher Schlosskirche, in der ich vordem konfirmiert worden, vom gleichen Geistlichen, Prälat Doll, am 26. März 1878 getraut, und durfte ich auf einer sechswoöchigen Reise meiner jungen Frau Italien bis Rom zeigen. — „Auf Freud folgt Leid“ und umgekehrt: Tod meines jüngeren Bruders Karl (7. November 1878) und Geburt unserer ersten Tochter Hedwig am 15. März 1879. Während dieser zwei Jahre war „weit hinten in der Türkei, wo die Völker aufeinander schlagen“ — für mich kein fremder Boden — blutig gekämpft, u. der Krieg Rußlands mit der „Hohen Pforte“

durch den Frieden von San Stefano und endgültig durch den Berliner Kongress unter Bismarcks Vermittlung abgeschlossen worden, und hatte sich letzterer der Schutzpolitik zugewandt, deren Gegner, darunter auch die Nationalliberalen „an die Wand drückend“. Von ihren Freiburger Größen wurde am runden Tisch im Museum der junge Amtmann hart angelassen, als er gegenüber ihrer grundsätzlichen Verdammung der Abkehr vom Freihandel bescheiden einwandte, ob man nicht doch vor bestimmter Stellungnahme die Zollvorlage selbst noch abwarten solle. Beruflich hatte ja der Polizeibeamte mit den Zollfragen nichts zu tun; und die Ueberwachung von Versammlungen beschränkte sich auf ein Mindestmaß durch das nach zwei verbrecherischen Anschlägen auf das Leben des greisen Kaisers in Berlin und bei Einweihung des Niederwalddenkmals angenommene Gesetz zur Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie. Um so mehr, aber gern geleistete Arbeit machte später dem Bezirksbeamten die durch kaiserliche Botenschaft 1881 eingeleitete sozialpolitische Fürsorge für die Arbeitnehmer: Ein- und Durchführung der Unfall-, Kranken- und Invaliditätsversicherung. Seit meiner Verheiratung gesellschaftlich zurückgezogen lebend, machte ich außerhalb der Dienststunden gerne Gänge in die schöne Umgebung, größere an den Sonntagen, wenn mich der unter den Beamten alwechselnde Dienst nicht traf, auch hinüber in den benachbarten, durch meine Kriegszeit und einen späteren dreimonatigen Aufenthalt mir lieb gewordenen Elßab, dahin auch eine achtstägige Kammpfandwanderung mit meinem (als Oberstleutnant z. D. im Herbst 1914 in der großen Lothringer Schlacht gefallenem) Schwager Ludwig v. Stoeffler. Liebe Gefährten waren mir sonst zwei nahezu Gleichaltrige: Vetter Max Stoeffler jung und der Mathematiker der Universität, Professor Dr. Lindemann. Mit ihm machte ich im Frühjahr 1879 eine Wanderfahrt über den Großen St. Bernhard (von wo am 1. April Geburtsstagsgruß an Bismarck), den Col di Tenda und Nizza nach Korsika und mit einem Apenninübergang durch Südtirol und über den Arlberg heimwärts. — Schon vor der Ablehnung der Samoavorlage Bismarcks durch den Reichstag hatte ich mit dem mir von der Praktikantenzeit nahestehenden nunmehrigen Landgerichtsrat Eissen und einem Handelslehrer mit gutem Erfolg eine Abteilung des „Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland“ gegründet, der sich später der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ anschloß. Begeistert für ein einiges starkes deutsches Reich unter Führung des größten deutschen Staates, Preußen, schon als Knabe, aber doch die dazu notwendige Anschließung Oesterreichs befliegend, begrüßte ich von Herzen das mit der Donaumonarchie 1879 zu Wien durch Bismarck abgeschlossene Verteidigungsbündnis. — Und als mir im Sommer 1880 ein Wiener Aufruf zur Bildung eines „Deutschen Schulvereins“ für die deutschen Sprachgrenzen und Sprachinseln Oesterreichs zu Gesicht kam, warb ich mit treuen Helfern bald über 200 Mitglieder in Freiburg und mehr als ein Tausend in unserem badener Lande, die sich, da der Wiener Verein nach der österreichischen Gesetzgebung keine ausländischen Ortsgruppen haben durfte, zu einem Duzend selbständiger Ortsgruppen in einem badischen Landesverband zusammenschlossen und den Grundstock für den darauf von Berlin ausgegangenen „Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland“, jetzt kürzer „Verein für das Deutschtum im Ausland“ abgaben. Während der Verhandlungen hierüber machte ich im Mai 1881, um mich zu unterrichten, eine vierwöchige Urlaubsreise, meist wandernd, ganz allein, durch Südtirol und die „Zimbrischen Sieben Gemeinden“, und über Görz, Triest und Fiume durch die deutschen Inseln in Krain, damit meine 40-jähr. Sprachgrenzwanderfahrten aufnehmend, die mich rings um das Reich geführt haben. — In das innige Familienleben der Angehörigen meiner Frau riß der Tod ihrer ehrwürdigen Großmutter Friederike Flad geborene Ströhl (2. April 1881) eine schmerzliche empfundene Lücke. Andererseits kam ihm zu statten, daß mein Schwiegervater aus seiner umstrittenen Stellung an der Spitze der inneren Verwaltung 1881 in die ihn sehr befriedigende Tätigkeit des Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates übertrat, und wir selbst kamen ihm auf Ostern 1882 auch örtlich näher durch meine Verheiratung als 2. Amtmann nach Bruchsal. Es war aber nur eine viermonatige Uebergangszeit zur Beförderung als Amtsvorstand in St. Blasien, mit welcher Stellung meine eigentlichen Lehr- u. Wanderjahre abschlossen. — Ausgelernt hat der Mensch ja nie, und es galt auch weiterhin viel zuzulernen, besonders auch durch die zumal dem Verwaltungsbeamten andauernd ganz neue Aufgaben stellende Gesetzgebung in Reich und Land.

Margarete Wittmers / Zwei Buchen.

Zwei Buchen, Schwestern, einer Mutter Kinder,
Emporgewachsen aus dem selben Grund,
Stehn sie beisammen in des Frühlings Kranze;
Die eine, klein're, breitet zierlich rund

Die Aeste aus, bedeckt mit grünem Flaume,
Entzückt sich selbst an ihrer frischen Pracht,
Und schwellend dehnt sie ahnungsvoll die Aelieder,
Entfaltet Blatt um Blatt in lauer Nacht.

Die Schwester aber, schlanker aufgewachsen,
Hält sich in strenger Knospe schon verhüllt;
Noch zeigt kein Leben in den starren Hüllen,
Daß auch in ihr des Lebens Sehnsucht quillt.

Geruhig steht sie, in sich selbst geborgen,
Seht fromm die kensche Sterne himmelan —
Und ahnet nicht, wie nahe schon die Stunde!
Ein machtvoll herrlich Wunder steht sie dann.